



„Das waren unheimliche Zeiten“: Dorota Boreczek hat die Hölle des Lagers Zgoda überlebt. Sie war damals 14 Jahre alt, doch an diese schrecklichen Ereignisse konnte sie sich noch sehr gut erinnern. **Lesen Sie auf S. 2**



Peter Hensel: „Wir wollten eine kleine Heimat schaffen“. Wir erinnern an Menschen der ersten Stunde und ihre Erlebnisse, die mit der Gründung des DFK in Schlesien verbunden sind. **Lesen Sie auf S. 3**



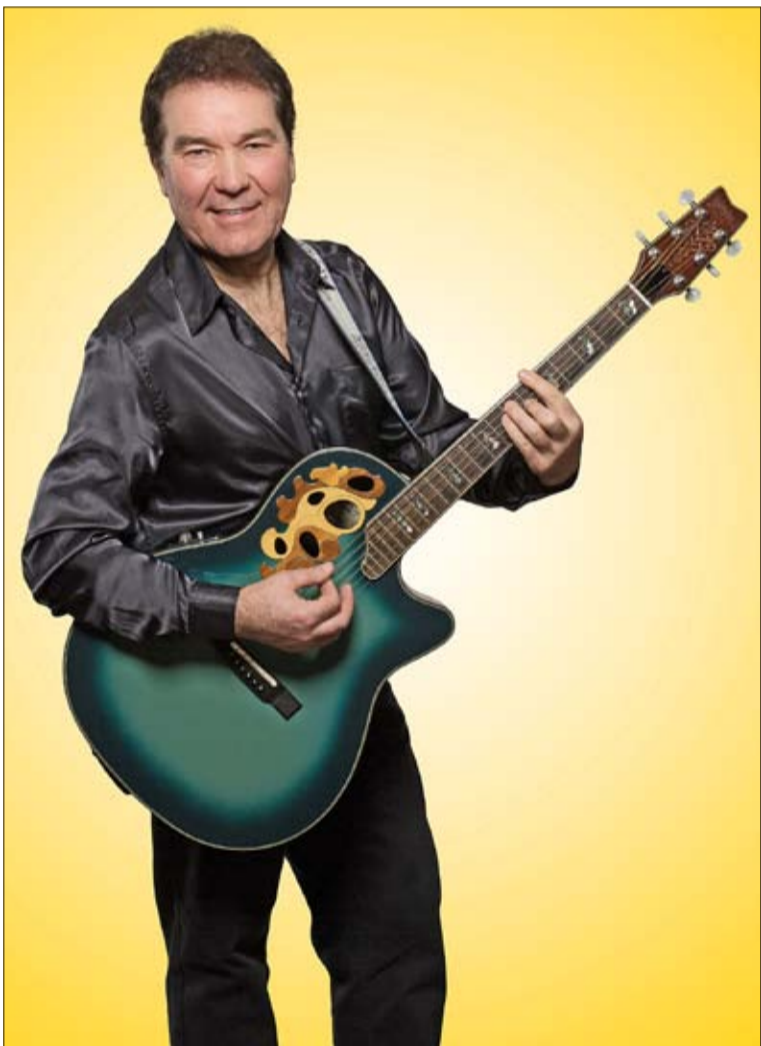
Kriegsjahre und die Nachkriegszeit: Erster Teil der Erinnerungen von Renate Müller, die ihrer Enkelin in Form eines Briefes die Geschichte der Familie in den Kriegsjahren erzählt. **Lesen Sie auf S. 4**

OBERSCHLESISCHE STIMME

Informations- und Kulturbulletin des Deutschen Freundchaftskreises in der Woiwodschaft Schlesien

Singen, Tanzen, Lachen...

Der Wirbelwind des Schlagers! So wird er auf der Internetseite seines Managements bezeichnet. George Wind. Mit über 20 Auftritten jedes Jahr alleine im Opper Schlesien gehört er hier zu den beliebtesten Schlagerstars. Nun hat er eine neue Single herausgegeben. Diese möchte er seinen Fans präsentieren, auch in Schlesien. Anita Pendzialek hat mit George Wind über seine Musik gesprochen.



Die Umwelt liegt dem Künstler am Herzen, deswegen ist die neue Single auch wichtig für ihn.

George Wind: „Wenn ich meine Miete nicht bezahlen müsste dann würde ich kostenlos auftreten.“

lich hat es mich ziemlich gebeutelt. Ich musste erst wieder aufstehen und mich an die Spitze zurück kämpfen.

„Die Bühne ist sein Zuhause“, diesen Satz habe ich auf Ihrer Internetseite gelesen. Sie haben auch ein Zuhause in Kroatien, wo Sie Live-Shows geben. Aber auch in Schlesien. Sie treten ziemlich oft in Schlesien auf. Was denken Sie über Schlesien? Fühlen Sie sich auch hier zu Hause, fühlen Sie sich hier wohl?

Ich habe durch meine neue Schallplattenfirma Piosenka Plus, durch Herrn Tobias Thalhammer, damals ein Probe-Konzert in Schlesien bekommen. Und das Land und die Leute, die haben mir so gefallen! Die waren so herzlich zu mir, die haben mich so toll aufgenommen. Und ich freue mich heute schon, wenn ich wieder drüben in Schlesien mit ihnen gemeinsam singen, tanzen und lachen darf. Ich bin eigentlich ein Bayer, genauer gesagt, bin ich ein Mischwerk. Von Vaterseite ein Steirer, also Österreicher, von Mutterseite ein Italiener – und geworden bin ich ein gestandener Bayer.

Sehr oft wird gesagt, dass Bayern und Schlesien viel gemeinsam haben. Sehen Sie auch die Ähnlichkeiten zwischen Bayern und Schlesien?

Auf jeden Fall. Ich habe mich sofort in Schlesien wohlfühlt – als wenn ich in meiner Heimat wäre. Ich bin in Schlesien sofort zu Hause gewesen und ich freue mich heute schon, wenn ich wieder live in Schlesien auf die Bühne darf.

Leider darf man jetzt weder auf die Bühne noch vor die Bühne gehen. Jetzt müssen alle, leider auch unsere Leser, zu Hause bleiben. Aber das heißt nicht, dass sie Ihre neueste Single nicht zu Hause haben können. Die Single kann man sich nämlich als CD nach Hause holen.

Ja genau. Ich hab die freudige Mitteilung bekommen, dass man sich in Polen tatsächlich die Single-CD nach Hause holen kann. Ich habe dann sofort spontan darauf geantwortet und gesagt, dass die Menschen, die sich diese Single holen, sie auch beim nächsten Konzert mitbringen sollen, und ich werde dann ein persönliches Autogramm und eine Widmung darauf schreiben. Das mache ich sehr gerne. Und ich bringe dann noch ein kleines nützliches Geschenk dazu mit.

Für Juli ist die beliebte Schlagergala in Opper geplant. Falls diese zustande kommt, werden Sie für Ihre Fans auch dort vor Ort sein?

Wenn es stattfinden wird, da werde ich auf jeden Fall mit dabei sein. Eine Einladung hab ich schon bekommen und ich bin unendlich dankbar. □

Die neueste Single von George Wind können Sie per Telefon bestellen unter der Nummer: 505 505 285

Aus Sicht des DFK-Präsidiums

Schwere Zeiten

Für unsere Strukturen sind schwere Zeiten gekommen. Natürlich betreffen die Einschränkungen praktisch alle Lebensbereiche. Doch für unser Funktionieren ist die aktuelle Situation besonders akut.

Unsere ganze Tätigkeit basiert hauptsächlich auf Aktivitäten, die mit dem persönlichen zwischenmenschlichen Kontakt verbunden sind, egal, ob es sich um Treffen in DFK-Ortsgruppen, um Wettbewerbe, Feste, Seminare oder Bildungsreisen handelt. Doch das alles ist derzeit nicht nur unmöglich, sondern sogar verboten. Zudem sieht es leider danach aus, dass es noch einige Zeit so weitergehen wird. Wir sind gezwungen, alle geplanten Projekte zu verschieben oder abzubrechen. Sicherlich wird das schon lang geplante Bezirksfest anlässlich des Jubiläums unseres 30jährigen Bestehens jetzt nicht stattfinden können. Höchstwahrscheinlich wird es auf das nächste Jahr verschoben. Ebenso stehen die Sommerausflüge für Kinder und Jugendliche unter einem großen Fragezeichen. Die für Ende Juni geplante Fußball-Europameisterschaft der nationalen und ethnischen Minderheiten Europeade wurde abgesagt. Sie wird erst im Juni 2021 stattfinden. Leider haben wir auf all das keinen Einfluss. Wir müssen uns also zumindest für einige Zeit anpassen und unter den gegebenen Umständen auch irgendwie funktionieren.

Unser Bezirksbüro in Ratibor wurde gleichfalls gezwungen, die gewohnte Funktionsweise zu ändern. Alle Mitarbeiter, die die Möglichkeit dazu haben, arbeiten von zu Hause. Unser Büro ist jedoch während der Geschäftszeiten täglich geöffnet. Wir arbeiten an verschiedenen alternativen Möglichkeiten, um die zuvor geplanten Zuwendungen gut zu nutzen. Es ist nicht einfach. Einige Vorschläge wurden bereits an die DFK-Kreise weitergeleitet. Wir werden versuchen, bald zusätzliche Informationen vorzubereiten. Ich bitte all unsere Mitglieder, dass sie auch während der Epidemie in Kontakt bleiben. Natürlich nicht direkt persönlich. Rufen wir manchmal unsere Mitglieder an. Fragen wir sie, ob sie etwas brauchen oder wie sie sich fühlen. Solche unscheinbaren Gesten sind unschätzbar.

Wenn Hilfe benötigt wird, lassen Sie uns dies bitte wissen. Ich wünsche Ihnen für diese Zeit insbesondere viel Gesundheit.

Martin Lippa

Georg Wind steht schon seit über 25 Jahren auf der Bühne.

„Ein Lied für unsere Erde“ das ist der Titel der neuesten Single, die Sie herausgegeben haben. Warum gerade so ein Lied, woher die Inspiration?

Mir liegt die Erde schon lange Zeit am Herzen. Wenn ich oftmals sehe, wie draußen mit der Erde umgegangen wird – Plastik, Müll, einfach weggeworfen... Es hat mich immer schon berührt. Und dieser Titel ist mir von Piosenka Plus angeboten worden und ich hab sofort zugegriffen.

Seit über 25 Jahren sind Sie schon auf der Bühne. Wie hat Ihre Geschichte mit der Musik angefangen?

Meine Musikgeschichte hat im neunten Lebensjahr, im Schulchor angefangen. Da habe ich die Musik und den Gesang entdeckt. Ich habe im Schulchor gesungen, dann hatte ich meine eigene Band gegründet. Mit der Band haben wir jedes Wochenende zum Tanz gespielt, dort war ich Rhythmusgitarrist und Sänger. Eines Tages, ganz zufällig, als wir auf einer Tour waren, haben wir die Diskotheken unsicher gemacht, und dort hat ein Talentwettbewerb stattgefunden. Den hat damals Thomas Gottschalk moderiert und ich habe da einfach aus Spaß an der Freude mitgemacht

und habe den ersten Platz gewonnen. Der Preis für den ersten Platz war ein Schallplattenvertrag.

Was bedeutet Musik für Sie? Ist es eine Lebensweise? Leidenschaft?

Musik ist für mich Lebenselixier. Wenn ich auf die Bühne gehen und singen kann, ganz gleich, ob für mich selbst oder fürs Publikum, ist es ein Lebenselixier. Singen, Tanzen, Lachen – das ist meine Philosophie. Wenn ich in glückliche Augen schauen kann – das ist für mich alles. Wenn ich meine Miete nicht bezahlen müsste oder keine Kosten für das Auto hätte, dann würde ich kostenlos auftreten.

Waren es in Ihrem Leben schon immer Schlager oder hatten Sie auch etwas mit anderen Musikgattungen zu tun?

Ich habe angefangen mit Volksmusik und dann als Georg Wind zum volkstümlichen Schlager gewechselt. Dort habe ich im Jahr 1998 meinen letzten Fernsehauftritt gehabt bei der Schlagerparade der Volksmusik. Ich habe damals mit Andy Borg gesungen und habe sogar den dritten Platz gemacht. Dann hat das Schicksal zugeschlagen, so steht es auch in meiner Biografie. Privat wie geschäft-



„Das waren unheimliche Zeiten“

Die ersten Monate des Jahres 1945 gehören zu einem der tragischsten Geschichtsabschnitte Oberschlesiens. Die durch ganz Schlesien strömende Rote Armee hat tausende von Opfern auf dem Gewissen. Der Einmarsch der Roten Armee war mit verbrecherischen Taten an Zivilisten verbunden – mit Massenmorden, Vergewaltigungen, Raub und Zerstörungen. Heute, weiterhin mit Angst, können wir darüber sprechen. Die ehemaligen Häftlinge verschiedener Lager des kommunistischen Apparats ebenfalls, doch nicht jeder hat weiterhin Mut dazu. Das Lager Zgoda in Schwientochłowitz war von Ende Februar 1945 bis November 1945 in Betrieb und unterstand der polnischen Staatssicherheit. Eine der Personen, die die Hölle dieses Ortes überlebte, war Dorota Boreczek. Sie wurde in Kattowitz geboren und im Jahr 1945 kam sie mit ihrer Mutter in das Lager Zgoda. Sie war damals 14 Jahre alt, doch an diese schrecklichen Ereignisse konnte sie sich noch sehr gut erinnern. Die Erinnerungen von Dorota Boreczek wurden im Jahr 2013 durch die Redaktion Mittendrinn aufgenommen.

Ich heiße Dorota Boreczek. Ich wurde in Kattowitz geboren und komme aus der Familie Skiba – das war einer der Gründer der Stadt Kattowitz (Katowice). Beim Ausbruch des Zweiten Weltkrieges war ich 9 Jahre alt. Aus dieser Zeit habe ich sehr viele Erinnerungen.

Mein Zuhause war ein sehr katholisches Zuhause. Wir haben mit meiner Großmutter gelebt, die wir alle sehr lieb hatten. Eigentlich lebte die ganze Verwandtschaft Skiba in der Nachbarschaft, einer neben dem anderen. In unserer Familie herrschte wirkliche Harmonie. Das waren die Zeiten vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Ich habe die zweite Klasse der Allgemeinbildenden Schule (poln. Szkoła Powszechna) abgeschlossen. Und dann begann 1939 die Hölle des Krieges. Bis zum Zweiten Weltkrieg war mir der damalige Stereotyp, dass alle Deutsche Nazis und Faschisten wären, nicht bekannt. In Erinnerung habe ich etwas anderes – meine Großmutter hatte ein paar Mietshäuser, in denen Polen, Juden und Deutsche wohnten und diese drei Gesellschafts- und Konfessionsgruppen haben sehr gut zusammengeliebt. Solange der Zweite Weltkrieg nicht begonnen hat, kannte ich es nicht anders.

Ende einer Hölle – Anfang einer neuen

Nach dem Einmarsch der neuen Armee schien es, als ob die Hölle der deutschen Besatzung endlich zu Ende wäre und ein normales, zivilisiertes Leben anfangen würde. Und hier so eine Überraschung. Die Macht übernahmen Kommunisten und somit haben auch die bekannten „Gewohnheiten“ dieser Gemeinschaft begonnen... Gewalt, Hass, Raub, Mord... Generell hat sich also nichts verändert. Die eine Hölle verwandelte sich in die andere. Es war mir nicht bewusst, dass ein Mensch einem anderen solche Zustände bereiten kann. Es war eine sehr schwierige Zeit. Ich war damals eine Rotznase – als der Zweite Weltkrieg beendet wurde, war ich 14. Wir wurden mit meiner Mutter an der Dąbrowskiego-Straße 3 verhaftet, dort, wo ich geboren wurde. Von dort aus wurden wir zum Amt der Staatssicherheit (poln. Urząd Bezpieczeństwa) in der Powstańców-Straße gebracht. Als wir dort aufgenommen wurden, hat man uns in der Verwaltung alles weggenommen und ein Bolschewist hat ein Taschentuch halbiert. Die eine Hälfte bekam meine Mutter und ich die andere. Alles andere wurde uns weggenommen – Mutters Schmuck, Geld, Gebetsbücher, alles. Das einzige, was uns übrig blieb, war das halbierte Taschentuch. Ich bin davon überzeugt – und das nehme ich mit ins Grab – der Hauptgrund unserer Festnahme war Raub. Wir wurden total ausgeraubt, unser ganzes Eigentum haben sie uns genommen. Wir wurden in den Keller der Staatssicherheit geführt und auf dem Weg dorthin konnte ich schon die durch die Gitter ausgestreckten Hände sehen. Im allgemeinen waren das Männer, die um Brot baten. Ich war erstaunt. Wir wurden in einen Raum gebracht, welcher eigentlich aus zwei Räumen bestand. Das war das Frauengefängnis. Als wir reinkamen und ich die Mitgefangenen gesehen habe, wusste ich schon, was uns erwartet. Abgema-

gert, geschlagen, voller Wunden und erschrocken. An den Wänden gab es noch Aufschriften aus der Besatzungszeit mit den Namen derjenigen, die zum Tode verurteilt worden waren oder die dort schreckliche Tragödien erlitten hatten.

Es war eine Frau da, die mir sehr in Erinnerung geblieben ist. Sie war Mathematiklehrerin am Gymnasium in Königshütte. Eine wirklich reizende Dame. Sie hat bemerkt, wie erschrocken wir waren und hat sich um uns gekümmert. Diese Frau hat die sog. UB-Taufe (poln. Tzw. chrzest ubecki) erlitten. Sie wurde verprügelt. Ich hatte den Eindruck, dass sie uns auf eine solche Eventualität vorbereiten wollte. Doch wir wurden im UB nicht geschlagen. Die Bolschewisten, die ich schon erwähnt habe, das waren keine Russen. Das waren Polen. Das war eine gesellschaftliche Gosse. Die meisten von ihnen waren besoffen. Einige konnten sogar nicht schreiben. Uns wurden unsere Aussagen diktiert. Wir mussten sie alleine schreiben, weil diese Männer gar nicht schreiben konnten.

Lager Zgoda

Es hat mit dem Amt der Staatssicherheit begonnen und ein paar dutzend Tage später – ich kann heute nicht mehr präzise sagen, wie lange das war – wurden wir in einer Straßenbahn transportiert. Wir wurden von einem polnischen Offizier bewacht. Zumindest trug der Mann eine polnische Uniform. In der Straßenbahn hat er angefangen, uns zu schlagen. Er hat mit aller Kraft zugeschlagen, querbeet. Es gab niemanden, der für uns eingetreten wäre. Und so kamen wir zum Lager Zgoda. Dort mussten wir vor den Baracken, die Hände hochhaltend, in einer Reihe eintreten. Und wir mussten dort so stehen bleiben. Immer wieder kam jemand und hat eine Person aufgerufen. Mit meiner Mutter verachteten wir so, mit den Händen hoch überm Kopf stehend, die ganze Nacht. Wir haben uns an die Barackenmauer gelehnt und mussten so stehen bleiben... Unsere Hände klappten immer wieder runter. Ich kann mich erinnern, dass, als auf einmal geschossen wurde, ich dachte, dass wir angeschossen werden. Ich habe mich umgedreht und gehört: „Wir schießen nicht. Ihr seid die Patronen nicht wert. Ihr verreckt hier von alleine“. Es dauerte bis zum Morgen. Am nächsten Tag wurden wir in die Baracke geführt. Dort die nächste Tragödie. Menschen verprügelt, Frauen erschrocken. Sie haben uns gesagt, dass der Hunger furchtbar ist. Und der Hunger war wirklich schrecklich. Es fehlen Worte, um es zu beschreiben. Es gab Tage, an denen wir sogar kein Brot bekommen haben. Es gab damals auch eine tragische Läuse- und Wanzenplage. Läuse hatten wir überall – im Haar, auf den Klamotten. Das war schrecklich. Wir haben stark an Gewicht verloren. Tragisch waren die Nächte, in denen wir das schreckliche Schreien der geschlagenen Männer gehört haben. Wir hatten unheimliche Angst davor. Danach wurden sie durchs Fenster rausgeworfen und ihre Leichen lagen da bis zum Appell, bis zur Verrechnung, denn wir wurden mit den Leichen zusammengerechnet. Das waren unheimliche und grauenhafte Bilder. Frauen begangen Selbstmord,



Dorota Boreczek (in der Mitte) vor dem Tor des ehemaligen Lagers Zgoda in Swientochłowitz.

Foto: DFK Ruda

Dorota Boreczek ist am 31.03.2020 gestorben. Im Alter von 14 Jahren musste sie die Hölle des Lagers Zgoda durchmachen. Nun ist sie auf dem Weg in den Himmel. Ohne weitere Angst.

indem sie sich auf den Elektrozaun warfen und Männer haben sich meistens erhängt.

Wir haben uns schrecklich vor Vergewaltigungen gefürchtet. Das waren unheimliche Zeiten. Das geben Worte nicht wieder. Eine Person, die dort war, war eine junge Frau. Sie war Straßenbahnfahrerin. Sie hat Fahrkarten verkauft und wurde auch verhaftet. Ich weiß nicht, wofür sie festgenommen wurde, oder was man ihr vorgeworfen hat. Später hat sie unter Typhus gelitten. Im Lager war auch eine Frau, die uns überwacht hat, aber auch Gefangene war – eine Deutsche, die Mitglied der NSDAP war. Sie war eine ältere Frau, aber war gemein, ordinär und widerlich. Als die Straßenbahnfahrerin wirklich hohes Fieber bekam und ohnmächtig auf der Liege lag, passierte etwas, was mir auch sehr in Erinnerung geblieben ist. Ich werde es nie vergessen. Diese ältere Frau zog sie am Haar auf den Boden runter, hat angefangen, sie zu verprügeln und ihr gesagt, sie soll den Boden wischen. Und dieses Mädchen war ohnmächtig. Meine Mutter fand den Mut und wagte ihr zu sagen: „Frau Piwko, Sie haben auch einen Sohn und wissen nicht, was mit ihm los ist. Vielleicht wird er auch so behandelt“. Und sie hat sich verärgert und an mich geworfen. Das Mädchen wurde später wieder auf die Liege hingelegt. Wir dachten, sie lebt nicht mehr. Und Leichen wurden doch durchs Fenster rausgeworfen und dann von Häftlingen weggeräumt. Man kann sich das kaum vorstellen, aber spät in der Nacht geht die Tür auf und dieses Mädchen kommt rein. Sie war nicht tot, doch sie war zwischen die Leichen geworfen worden. Das kam oft vor. Es gab nämlich keine Ärzte. Pfarrer auch nicht. Es gab niemanden.

Wir sind frei – so dachten wir

In Zgoda saßen wir bis zum Spätherbst. Meine Mutter erkrankte in dem Lager auch an Typhus. Man hat beschlossen, dass sie von den Hochfieberigen getrennt werden soll. Und sie wurde von Arbeitern, die aber dort auch

gefangen waren, weggebracht. Als ich sie besuchen ging, stellte ich fest, dass sie während des Transport von der Trage gefallen war. Dabei war ihr Schädel gebrochen. Später hat sich an dieser Stelle ein Tumor entwickelt und sie hat sehr gelitten. Es war auch eine sehr schwierige Zeit für uns.

Zurück aber zu meiner Entlassung. Uns wurde bekannt gegeben, dass ich entlassen werde. Nur ich. Meine Mutter sollte bleiben. Ich wollte aber nicht gehen, ich wollte wissen, was mit ihr passiert. Ich war ihr einziges Kind, wir haben uns mit der Mutter sehr geliebt. Als ich das Lager verlassen habe, hab ich mich auf einem Stein gesetzt. Vor dem Lager gab es sehr viele Menschen, hauptsächlich Frauen mit großen Porträts ihrer Männer oder Söhne und sie fragten, ob ich jemanden gesehen hätte, ob ich wusste, was mit ihnen passiert ist. Sie wollten einfach irgendwelche Informationen über ihre Nächsten bekommen. Ich saß dort auf dem Stein ziemlich lange in der Hoffnung, dass ich meine Mutter noch sehen werde. Fast hatte ich schon die Hoffnung verloren. Aber dann, es öffnen sich die Türen und meine Mutter kommt heraus. Das sie herauskam, ist vielleicht zu viel gesagt, sie kroch. Ihr Haar war kurz geschnitten. Ich erinnere mich noch heute, wie sich die Spätherbstsonne auf diesen kurzen, silbernen Haaren widerspiegelte. Aber die Mutter lebte. Bis heute ist es für mich einer der glücklichsten Momente in meinem Leben. Ich rannte ihr entgegen und schleppte sie, weil sie keine Kraft hatte. Wir wogen damals nur um die 30 Kilo. Ich habe sie auf den Stein gebracht, wo ich noch vor einigen Minuten hoffnungslos saß. Ich musste nach Hilfe suchen, um irgendwie nach Hause zu kommen. Ich fand es erstaunlich, aber dort fand ich eine Dame, die früher für meine Großmutter gearbeitet hatte. Das war Frau Kubiczek, eine arme Frau, aber meine Großmutter behandelte sie immer herzlich. Und diese Frau hat mir geholfen, meine Mutter in die Straßenbahn zu bringen. Sie gab uns sogar Geld für das Ticket und gemeinsam sind wir nach Kattowitz gefahren.

Im unserem Zuhause lebte inzwischen schon jemand anders, eine Frau. Wir konnten uns dort nicht mehr zeigen. In diesem Fall waren wir nicht die Opfer, diese Frau war wütend, als sie uns sah. Sie war wütend, dass wir noch am Leben waren. Gott sei Dank, lebte noch meine Großmutter und wir sind zu ihr gegangen. Es dauerte aber nicht lange, bis auch zu ihr die Verbrecher kamen. Ich weiß nicht, wer das war. Sie sind einfach gekommen und haben uns aus der Wohnung herausgeschmissen. Meine Großmutter, die damals schon über 70 war, meine Mutter und ich gin-

gen in den Keller, um dort zu leben. Die Kohlekeller haben damals schrecklich ausgesehen, eine Hölle. Das einzige was es dort gab, war Wasser. Kein Strom. So haben wir unser neues Leben in der Polnischen Volksrepublik angefangen – im Keller.

Kampf ums Leben meiner Mutter

Mit der Zeit hat sich die Lage ein bisschen verbessert. Ich habe geheiratet, wir hatten eine Wohnung. Nur der Zustand meiner Mutter wurde immer schlimmer. Der Krebs hat nicht nachgegeben. Die Schmerzen wurden immer größer, sodass meine Mutter sogar um Gift bat. Sie sagte, dass sie keine Kraft mehr hätte, um so schrecklich zu leiden. Ich hatte sogar einmal Gift in der Hand, ich müsste aber alle vergiften, meiner Mutter allein könnte ich das nicht antun. Aber meine Mutter hat immer wieder um Gift gebettelt. Professor Kunicki von der Neurochirurgie in Krakau sagte, dass in polnischen Verhältnissen dieser Krebs nicht operabel wäre. Das könnte nur ein Professor in Schweden machen. Das gab mir Hoffnung auf ein besseres und schmerzfreies Leben für meine Mutter. Ich habe einen Antrag für einen Reisepass für sie gestellt. Und hier neue Hindernisse. Ich hab mehrmals die Staatssicherheit besucht. Einmal habe ich dem Beamten sogar gesagt, dass ich mich vor ihm niederkniete, aber er soll eine Genehmigung für den Reisepass für meine Mutter geben. Als Antwort hab ich gehört, dass man mit 50 schon ruhig sterben kann. Ein ekelhafter Bolschewist. Inzwischen hab ich erfahren, dass einer von meinen Bekannten ziemlich große Einflüsse hat und dank ihm – für fünftausend Zloty – hab ich den Pass endlich bekommen. Ich freute mich sehr, dass meine Mutter eine Chance bekommt, aber es war auch eine schwierige Erfahrung für mich. Wir waren das ganze Leben zusammen. Und nun schickte ich sie ganz alleine mit einem Zug ins Ausland. Weit weg von mir. Zwei Jahre dauerte es, bis ich auch für mich einen Reisepass bekam. Und seit dieser Zeit lebe ich in der Emigration.

Angst

Als ich weit weg von Polen im Ausland war, fühlte ich mich wieder wie ein Mensch. Ein ganz normaler Mensch. Niemand hat mich mehr beschimpft, als einen Nazi bezeichnet oder mir ein Unrecht angetan. Es war einfach eine andere Welt. Aber wenn ich hierher nach Polen komme, habe ich Angst vor irgendetwas. Ich kann es nicht definieren. Ich denke, es ist ein Trauma und damit werde ich auch sterben. Es reicht mir, wenn ich an dem Punkt der alten Grenze ankomme und es beginnt. Ich habe die ganze Zeit Angst. □



Am 16. Januar 1990 wurde der deutsche Freundschaftskreis in der Woiwodschaft Schlesien offiziell registriert. Dies gelang dank des enormen Engagements von Menschen der ersten Stunden, also all derer, die sich für die

Entstehung der Organisation der Deutschen in Polen eingesetzt haben. Wir präsentieren eine Sammlung von Geschichten, Erinnerungen und persönlichen Erlebnissen der schweren Zeit in Polen für die Deutschen Anfang der 80er Jahre.

Es wurde einmal gesagt: „Erinnerungen sind das Land, aus dem wir nicht vertrieben werden können.“ Das Motto blieb in den Herzen dieser Personen, denn die Heimat wurde ihnen weggenommen.

Nehmen Sie sich Zeit für den Weg in die Vergangenheit. Lesen Sie die Geschichten und geben Sie sie weiter, damit Ihre Nächsten davon erfahren können und damit die Erinnerungen nicht vergessen werden.

Peter Hensel: Wir wollten eine kleine Heimat schaffen

Die ersten Treffen wurden unter unterschiedlichen Vorwänden an verschiedenen Orten vorbereitet und durchgeführt. Solche Maßnahmen mussten getroffen werden, um uns vor dem Geheimdienst zu schützen.

Wir wurden oft beschattet, denn der Geheimdienst wollte so viel wie möglich über unsere Organisation erfahren, zum Beispiel wo viele Mitglieder wir hatten und wo unser Sitz war. Wir haben sehr viel später sogar erfahren, dass sie ihre Leute in unseren Reihen hatten.

Unterdrückt und verfolgt

Damals war alles sehr kompliziert. Ein Beispiel hierfür ist die Geschichte des Aktivisten Georg Gillner aus Kiefernstadt. Nachdem er ein Treffen organisiert hatte, wurden ihm tags darauf die Fensterscheiben eingeschlagen. Es wurden auch beleidigende Worte wie „faszysta“ oder „hitlerowiec“ auf die Fenster geschmiert. In der Arbeit haben wir weniger verdient und erhielten keine Beförderungen. Schon ein deutsch klingender Vor- oder Familienname konnte dazu führen, dass man schlechter behandelt wurde. Andere Mitarbeiter haben Wohnungen, Beförderungen oder sogar Urlaubsgeld erhalten – wir konnten von so etwas nur träumen. Es gab verschiedene Unterdrückungen und Verfolgungen. Deshalb haben wir auch alle Treffen verdeckt organisiert. Ein Anlass war zum Beispiel der Geburtstag der Ehefrau. Wir gingen dann zu jemandem nach Hause und brachten Kaffee mit. Wäre dann jemand vom Geheimdienst gekommen, hätten wir einen Grund für unser Treffen gehabt.

Das schlimmste Ereignis aus dieser Zeit war der Tod meines Vaters am 13. Mai 1982. Ich holte mir damals meinen Pass ab. Es ist ja bekannt, wie das mit den Pässen lief. Ich war erst sieben Monate zuvor aus Deutschland zurückgekehrt. Nun brauchte ich meinen Pass erneut, um zum Begräbnis meines Vaters nach Deutschland zu fahren. Via Telegramm



Am Anfang war Peter Hensel misstrauisch und glaubte nicht, dass sie es schaffen werden, eine legale Organisation zu gründen. Foto: Redaktion

hatte ich von seinem Tod erfahren. Es wurde von der deutschen Polizei sogar mit einem Stempel bestätigt, den ich bei der polnischen Behörde vorlegte. Dort erhielt ich die Antwort: „Ihre Frau kann fahren, Sie nicht, weil Sie ihren letzten Aufenthalt verlängert haben.“ Meine Frau kannte meinen Vater gar nicht, das tat mir damals sehr weh. Es gab natürlich auch viele andere Sachen. Mich schmerzt etwa die Tatsache, dass man zum Beispiel auf der Internetseite der Stadt Beuthen lesen kann, dass wir einst von den Deutschen befreit wurden. Beuthen war immer deutsch. Haben uns dann die Deutschen von den Deutschen befreit? Das ist Schwachsinn! Die Rote Armee hat uns unsere Uhren und unsere Freiheit genommen und dann uns an die Polen übergeben. Ich habe nichts dagegen, dass hier Polen ist. Aber wir sollten alle gleich behandelt werden. Das

war in der Anfangszeit nicht der Fall. Nach dem Krieg haben die Deutschen beispielsweise nur die halbe Portion Essen bekommen. Es gab ein weiteres Beispiel. Ein Ingenieur arbeitete als gewöhnlicher Arbeiter, der Abteilungsleiter jedoch hatte lediglich die Grundschule abgeschlossen und an irgendeinem Kurs teilgenommen. Da verstand ich die Welt nicht mehr. Wir hatten diese Unterdrückungen satt und beschlossen, etwas dagegen zu tun. Natürlich hatten wir dabei auch sehr viel Angst.

Wir sind viele

Am Anfang haben wir gedacht, dass das nicht zu schaffen ist, eine legale Organisation zu gründen. Aber wie sich später herausstellte, gab es so viele Deutsche, dass wir gar keine Zeit hatten, alle Unterschriften zu sammeln. Wir hatten schlicht zu wenig Leute, um alle

Wir können auf unsere Geschichte stolz sein und unsere Kinder sollten stolz sein, dass sie Deutsche sind.

Deutschen registrieren zu können. Die Menschen sind durch Fenster und Türen gekommen, um zu unterschreiben. Edeltraud Muschialik musste sich jedoch erst erkundigen, wie die Registrierung der Mitglieder überhaupt vonstatten gehen sollte. Dabei war ihr Fritz Sikora behilflich. Heute ist das alles nicht mehr vorstellbar. Es gab Probleme mit den Anmeldeformularen. Wir mussten irgendwie in der Arbeit die Formulare kopieren, denn niemand hatte damals ein Kopiergerät zu Hause. Die Registrierung erfolgte meist in privaten Wohnungen. So ergab es sich, dass über 20.000 Menschen eine Wohnung aufsuchen mussten. Die Wohnung von Edeltraud Muschialik lag im siebten Stock und die Schlange der Wartenden fing schon vor dem Gebäude an. Ich glaube, bei der Registrierung haben wir etwa 50.000 Unterschriften abgegeben. Das war der Anfang. In Beuthen gab es anfangs 18.000 Registrierte. Die Zahl der Mitglieder war sehr hoch, deswegen wurden mehrere Ortsgruppen gebildet.

Nicht alles ist gelungen

Wir wollten mit unserer Arbeit ein Stückchen Heimat zurückholen. Zum Beispiel wollten wir Schulen gründen, damit unsere Kinder die deutsche Kultur und Sprache kennenlernen. Wir haben keinen Grund, uns zu schämen. Aus Schlesien stammen 13 Nobelpreisträ-

ger. Wir können auf unsere Geschichte stolz sein und unsere Kinder sollten stolz sein, dass sie Deutsche sind. Sie sollten ihr Deutschtum nicht verstecken, wie wir es früher machen mussten. Wir wollten in Polen eine kleine Heimat für die Menschen schaffen, die nicht nach Deutschland ausgewandert sind. Leider ist nicht alles so gelungen, wie wir es uns vorgestellt haben. Weiterhin haben wir keine eigene Presse oder kein Fernsehen. In der Öffentlichkeit werden wir schlecht gemacht, auch die Vertriebenen in Deutschland. Niemand will darüber aber offen sprechen, alle behandeln das Thema mit Samthandschuhen. Jemand muss sich aber endlich dem Thema widmen! Man darf nicht nur ständig darum herumreden, sondern muss handeln. Ich überlege ernsthaft, meine polnische Staatsangehörigkeit abzugeben. □

Peter Hensel ist 1947, zwei Jahre nach Kriegsende, geboren. Seine Muttersprache war Deutsch. Er ist seiner Heimatstadt Beuthen bis zum Tod treu geblieben, obwohl fast die ganze Familie nach Westdeutschland übergesiedelt ist. Seit dem Jahr 1990 engagierte sich Peter Hensel stark für die Tätigkeiten des Deutschen Freundeschaftskreises. Er war einer der Gründer des DFKs in Beuthen. Sein Weg im DFK begann als Ortsgruppenleiter bis hin zum Kreisvorsitzenden. Peter Hensel war auch im Stadtrat tätig, so konnte er sich für die in Beuthen verbliebenen Deutschen sehr gut einsetzen. Das Ausmaß an Einsatz für den Erhalt der deutschen Kultur und der geleisteten Arbeit im DFK kann man nicht in Worte fassen. Für seine Verdienste erhielt Peter die Beuthener Verdienstmedaille und die Medaille anlässlich des 20-jährigen Bestehens des DFKs Bezirk Schlesien. Peter Hensel ist am 18. März 2013 verstorben.

Die persönlichen Erlebnisse der schweren Zeit in Polen für die Deutschen zu Beginn der 80er Jahre wurden im Rahmen des Projekts: Underground – die Erinnerungen der Menschen der ersten Stunden niedergeschrieben. Die Erinnerung in Form einer Broschüre und einer Reportage auf einer CD sind in unserer Redaktion erhältlich. Bei Interesse kontaktieren Sie uns unter: o.stimme@gmail.com, oder per Telefon 32 4157968.

Begegnungsstättenarbeit: DFKs Online

Die DFKs öffnen sich für Neues

Wegen der Coronavirus-Pandemie hat der VdG ein neues, vorläufiges Reglement für Kleinprojekte erarbeitet. Trotz der schweren Situation werden weiterhin Projekte im Rahmen der Begegnungsstättenarbeit organisiert. Wie das geht? Die Antwort ist kurz: online!

Erst vor kurzem hat die neue Edition des Projektes Begegnungsstättenarbeit begonnen und schon sind die ersten Schwierigkeiten da. Die DFK-Tätigkeit wurde ausgesetzt und die Veranstaltungen werden abgesagt. Doch die DFK-Führungskräfte möchten, dass die DFK-Tätigkeit irgendwie weiter läuft. Die Projektleiter der Begegnungsstättenarbeit haben die Herausforderung angenommen und haben ein neues Reglement, welches für die Zeit der Corona-Krise gilt, erarbeitet.

Ab jetzt werden neue Arten von Projekten gefördert wie verschiedene Publikationen, Online-Wettbewerbe für Jung und Alt, Gesangswettbewerbe oder Wissenswettbewerbe. Alle Maßnahmen werden einfach von zu Hause aus unternommen. Angefangen bei der Organisation bis in hin zur Durchführung eines Projektes wird alles online stattfinden. Nur die eventuelle Preisverleihung wird zu einem späteren Termin erfolgen.

Die ersten DFKs haben sich schon gewagt und Online-Wettbewerbe organisiert. Ein Beispiel dafür ist die DFK

Bis zum 21. April können DFK Mitglieder aus Kattowitz am Osterwettbewerb teilnehmen.

Ortsgruppe Soharau (Żory). Dort wurde ein Wettbewerb für Osterkarten veranstaltet. Die Kinder aus den DFK-Kreisen sollten dabei deutschsprachige Karten basteln und dann per E-Mail an die Organisatoren weiterschicken. Die Kommission, also der DFK-Vorstand aus Soharau, hat die Arbeiten in zwei Alterskategorien bewertet. Die Ergebnisse werden demnächst über die Facebook-Seite bekanntgegeben.

Auch die DFK-Ortsgruppe Kattowitz-Zentrum lädt zu einem Osterwettbewerb ein. An diesem Wettbewerb können Mitglieder des DFKs Kattowitz-Zentrum sowie auch andere Interessierte teilnehmen. Zur Auswahl



Bei den Wettbewerben wird die Kreativität der DFK Mitglieder gefragt.

Foto: M. Koczwar

stehen drei Themen: Ostereier, Osterdekoration und Ostertisch. Die Technik der Arbeiten, Form und Materialien sind frei wählbar. Alle Arbeiten sollen bis zum 21. April fotografiert und an die E-Mail-Adresse e.nagel@interia.pl oder dfktskn@interia.pl gesendet werden.

Die Ergebnisse werden am 27. April ab 18 Uhr auf dem Facebook-Profil des DFK-Kreisverbandes Kattowitz veröffentlicht.

Falls Sie Fragen zu dem neuen Reglement der Begegnungsstättenarbeit haben, steht Maria Koloch, die Regio-

nalkoordinatorin in der Woiwodschaft Schlesien, zur Verfügung. Sie antwortet gerne auf Ihre Fragen und klärt alle Einzelheiten. Die Regionalkoordinatorin ist unter folgender E-Mail-Adresse zu erreichen: maria.koloch@o2.pl.

Michaela Koczwar



KALENDERBLATT

Ein Blick in die Geschichte! Was geschah zwischen dem 17. und dem 28. April in den vergangenen Jahren? Hier finden Sie einige interessante Fakten, die mit dem deutschen Sprachraum verbunden und sehr oft von weltweiter Bedeutung sind.

17. April

1925 wurde Gitta Lind, eine deutsche Schlagersängerin geboren. Sie war vor allem in den 1950er Jahren erfolgreich.

18. April

1955 starb Albert Einstein, ein deutscher Physiker mit Schweizer und US-amerikanischer Nationalität. Er gilt als einer der bedeutendsten theoretischen Physiker der Wissenschaftsgeschichte und weltweit als bekanntester Wissenschaftler der Neuzeit.

19. April

1959 wurde Gustav Kramer, ein deutscher Biologe, Ornithologe und Zoologe geboren. Er entdeckte Ende der 1940er Jahre, dass Vögel die Sonne als Kompass nutzen können.

20. April

1918 starb Karl Ferdinand Braun. Er war ein deutscher Physiker, Lehrer, Elektrotechniker und Nobelpreisträger (1909, gemeinsam mit Guglielmo Marconi).

21. April

1864 wurde Max Weber, ein deutscher Soziologe, Jurist, Nationalökonom und Sozialökonom geboren. Er gilt als einer der Klassiker der Soziologie sowie der gesamten Kultur- und Sozialwissenschaften.

22. April

1724 wurde Immanuel Kant, ein deutscher Philosoph der Aufklärung, geboren. Kant zählt zu den bedeutendsten Vertretern der abendländischen Philosophie. Sein Werk Kritik der reinen Vernunft kennzeichnet einen Wendepunkt in der Philosophiegeschichte und den Beginn der modernen Philosophie.

23. April

1858 wurde Max Planck, ein deutscher Physiker, geboren. Er gilt als Begründer der Quantenphysik. 1919 erhielt er den Nobelpreis für Physik.

26. April

1940 starb Carl Bosch, ein deutscher Chemiker, Techniker und Industrieller. 1931 erhielt Bosch den Nobelpreis für Chemie.

27. April

1810 widmete Ludwig van Beethoven vermutlich einer seiner Klavierschülerinnen das Stück Für Elise.

28. April

1908 wurde Oskar Schindler geboren. Er war ein deutsch-mährischer Unternehmer, der während des Zweiten Weltkriegs gemeinsam mit seiner Frau etwa 1200 bei ihm angestellte jüdische Zwangsarbeiter vor der Ermordung in den Vernichtungslagern der Nationalsozialisten bewahrte. Der amerikanische Regisseur Steven Spielberg setzte Oskar Schindler 1993 mit „Schindlers Liste“ ein filmisches Denkmal. Der Film wurde mit sieben Oscars ausgezeichnet.

2007 starb Carl Friedrich von Weizsäcker, ein deutscher Physiker, Philosoph und Friedensforscher.

Geschichte: Erinnerungen von Renate Müller, Teil 2

Kriegsjahre und die Nachkriegszeit

In Form eines Briefes erzählt Renate Müller ihrer Enkelin die Geschichte der Familie in den Kriegsjahren. Renate Müller (geborene Hoffmann), gehört zu der Familie Hoffmann, den einstigen Eigentümern der Seifenfabrik in Ratibor (Racibórz). Heute befindet sich darin die Fabrik „Henkel“.

Wir – meine Mutter, meine Schwestern und ich – hatten den Waggon wie die meisten anderen verlassen und waren in einen alten Personenwagen, der auf einem Abstellgleis stand, „umgezogen“. Wir fanden es richtig bequem. Meine Mutter und Ute gingen kurz zu dem verlassenen Bahnhofsgebäude ca. 100 Meter entfernt, um eventuell eine Wasserleitung oder -quelle ausfindig zu machen, da wir schon seit Tagen nur das abgestandene Wasser aus der Lokomotive zum Trinken und „Kochen“ hatten. In diesem Moment kommt eine alte Lok mit einigen Wagen dran, sie koppeln unseren Wagen an, und bevor wir abspringen können, fährt der Zug ab. Wohin? Keiner weiß es. Mami und Ute sehen alles, rennen und rennen, aber vergeblich. Nun sind Dagmar und ich allein. Der Zug fuhr lange Zeit, wir hatten keine Uhren mehr, aber wir waren morgens abgefahren und nun war es bald wohl gegen Mittag. Dann hielt die Lok, bis dahin, so hatte ich beobachtet, war die Strecke nur einmal abgezweigt. Dagmar und ich sprangen schnell aus dem Zug, auf dem Gegengleis stand ein anderer, die Lokomotive in die andere Richtung hin angeköpelt. Wir versuchten den Zug zu besteigen, wurden aber gleich von heimkehrenden Polen, die in der deutschen Rüstungsindustrie Zwangsarbeit hatten verrichten müssen, hinausgeworfen. Desertierte deutsche Soldaten halfen uns auf die Puffer zwischen den Wagen, hielten Dagmar fest und versprachen mir, die ganze Zeit hinauszugucken, um eventuell meine Mutter und Schwester, falls sie den Gleisen nachgewandert waren, zu erspähen. Das geschah alles in solch unsagbar helfender Selbstverständlichkeit, daß ich sie wohl seither als eine der höchsten Tugenden schätze, Du weißt es schon: die Kameradschaft. Am Nachmittag winkten plötzlich unsere Helfer ganz arg. Sie hatten auf ihrer Seite zwei Frauen entdeckt. Ob es Mami und Ute waren? „Lieber Gott, lass sie es gewesen sein; lass uns nicht getrennt werden wie so viele Familien um uns herum.“ Irgendwo hielt wieder der Zug. Dagmar und ich setzten uns auf den Weg, der früher wohl mal ein primitiver Dorfbahnsteig gewesen war. Es wurde Nacht, und plötzlich waren sie da: meine Mutter und Ute, wir waren wieder zusammen. So fest wie dann, zusammengerollt neben dem Weg, haben wir alle selten geschlafen.

Am nächsten Morgen hatten meine Mutter und meine ältere Schwester beschlossen: vorerst nicht weiter östlich, sondern eine kurze Ruhepause in einem etwa 30 Kilometer entfernten Ort, in dem der Vater einer R.A.D.-Kameradin von Ute Bürgermeister war. Wir wanderten durch die endlosen schlesischen Wälder, wurden verzweifelt freundlich in einem kleinen unzerstörten Dorf aufgenommen, in dem die paar übriggebliebenen Männer es ihren Frauen und Töchtern erlaubten, russische Freunde zu haben. Richtig friedlich kam es uns Kindern dort vor, und zu essen gab es dort auch etwas. Dann zogen wir weiter und erreichten abends das herbeigesehnte Dorf. Verlassen, geplündert, verwaist lag es zwischen den Feldern, ein altes Ehepaar und die Schwester kamen mit einem Leiterwägelchen die Landstraße entlang. Beide Frauen mit verbundenen Unterarmen nach einem Selbstmordversuch. Die anderen Dorf-

Ich hoffe, es ist uns gelungen, uns und unserer Großfamilie ein liebevolles, frohes und vergnügtes Zuhause zu geben.

bewohner waren zur Arbeit verschleppt, die Männer erschossen. Wir gingen mit den Dörflern, die wir getroffen hatten, in deren kleines Siedlungshaus und räumten so weit einen Raum her, daß wir zu siebt dort auf der Erde schlafen konnten. Die Treppen draußen und drinnen waren voll von Bettfedern, die eingekochten Früchte und Gemüse darüber gekippt, es sah zum Verzweifeln aus. Es wurde Nacht, die Leute, wie viele Schlesier einer sehr strengen evangelischen Sekte angehörend, beteten lange, lange um den Schutz des Herrn. Vergeblich, denn nachts wurden wir überfallen, total ausgeraubt, nun hatten wir nicht einmal mehr Haferflocken und zum Anziehen nur noch das, was wir am Körper trugen. Aber wir waren am Leben, also ein bißchen hat vielleicht doch das Beten geholfen. Wir wanderten so schnell wir konnten in Richtung Sagan-Sorau, die Grenze an der Lausitz sollte geschlossen werden, den Deutschen, die sich noch als Flüchtlinge in diesem niederschlesischem Gebiet befanden, drohte die Deportation. Ein sehr netter russischer Soldat lud uns ein Stück des Weges auf seinen LKW, ich durfte vorne neben ihm sitzen, und er erzählte mir in gebrochenem Deutsch und Russisch von seinem Zuhause, nach dem er sich sehnte.

„Großer Gott, wir loben Dich...“

Bei Sorau trafen wir auf eine übervolle Kirche, die heilige Messe wurde gelesen, erschöpft setzten wir uns zwischen die vielen Gläubigen auf dem Kirchhof. Am Ende erklang: „Großer Gott, wir loben Dich...“ Polen, deutsche Einheimische, Flüchtlinge, alles sang und schluchzte laut diesen Lobgesang, so viel verzweifelte Inbrunst im Gebet haben bestimmt nur wenige Menschen erlebt. Zwei Wochen später erreichten wir Berlin, die Heimat meiner Mutter, fahrend meist auf dem Dach eines Güterwagens, auf dem ein Jude – noch in KZ-Kleidung – meiner kleinen Schwester Fleisch zusteckte. Wir standen am zerstörten Alexanderplatz, und selbst meine Mutter wußte nicht, wohin. Trümmer, Schutt, Ruinen. Wir fanden mühsam – natürlich alles zu Fuß – schließlich den Lehrter Bahnhof, und einige Tage später waren wir in unserem Haus in Borgsdorf, dem ehemaligen kaiserlichen Jagdrevier, unzerstört und mit unseren Mietern. Wir hatten ihnen, „obwohl“ die Frau des Ingenieurs Jüdin war, 1937 das Haus meiner Großeltern vermietet und waren glücklich und dankbar, daß sie die Hitlerzeit überstanden hatten. Es gab ein sehr herzliches Wiedersehen und ein Zusammenrücken für die nächsten Monate.

Meine Schwester und ich wurden als Lehrlinge in der Gärtnerei, die nun den Russen gehörte, eingestellt. Ab und zu ging es 24 Stunden zum Oranienburger Flugplatz zum Wegschippen der Trümmer. Hundert Gramm Brot am Tag, ein halbes Pfund Kartoffeln dazu, der Hun-



Renate Müller (geborene Hoffmann)

ger brachte die Beine zum Anschwellen und Aufbrechen lang eiternder Wunden, Läuse, Krätze. Wir nahmen die Hälfte des Hühnerfutters der Nachbarn aus den Näpfen, bliesen es aus und fütterten es mit Wasser aufgekocht. Zum Glück gab es im Haus einen sehr schönen Salzkristall, den wir immer kleiner schabten. Aber auch gute Nachrichten kamen allmählich zu uns: Mein Vater war verwundet aus Königsberg mit einem Lazarettschiff herausgekommen und war in englischer Gefangenschaft. Anfang November 1945 verließen wir das doch wenigstens uns noch etwas heimatische Borgsdorf im abenteuerlichen, nicht ungefährlichen Marsch bei Helmstadt über die „grüne Grenze“ in das gelobte Land, die englische Besatzungszone. Mein Vater hatte bei einer kleinen Fabrik eine Anstellung gefunden, hatte uns Quartier besorgt und stand nun vor uns. Bei unserer Ankunft war er über unseren Räuber-Anblick wohl etwas geschockt und sagte nur immer wieder „Nein, nein, nein!“ Ich dachte dabei: „Verdammt nochmal, er sollte ja, ja, ja sagen, immerhin hatte uns Mami lebend durchgebracht!“

Es begann eine sehr schwierige Zeit. Mein Vater konnte sich nicht mit dem Verlust seiner Heimat, seinem Besitz, Ansehen, Beruf abfinden. Zwei kleine Mansardenzimmer, Strohsäcke zum Schlafen, je älter ich werde, desto besser versteh' ich ihn. Er lebte aber auf, wenn er uns Töchtern Latein lehrte, uns seine geliebten „goldenen Worte“ in Latein beibrachte und wenn er sich mit Gleichgesinnten beim Thomas-Kreis, den der katholische Pfarrer der Diasporagemeinde Bad Salzuflen ins Leben gerufen hatte, traf. Meine Mutter war unendlich tapfer und positiv, das Mathematik- und Chemielernen mit ihr zusammen war ein Hochgenuss und unsere Mansarden waren oft durchbraut von herrlich rezitierter Klassik. Caritas und die „Volksküche“ halfen uns Flüchtlingen sehr und herzlich dazu, die lippische Bevölkerung akzeptierte unser Schicksal, daß das enge Zusammenleben in den wenigen deutschen unzerstörten Städten trotz allen guten Willens oft die Nerven an die Zerreißgrenze brachte, war wohl klar. Aber wir hatten wieder beinahe genug zum Essen, wir stoppten Kartoffeln und lasen Ähren von den abgeernteten Feldern, suchten Pilze und

Beeren, die Schulen wurden geöffnet. Ich machte nach der guten Vorbereitung durch meine Eltern im Frühjahr 1947 mein Abitur, wurde beim Bautrupps der Universität Köln als „Vorsemester“ eingestellt und dadurch zum Studium der Chemie zugelassen.

Sehnsucht nach dem Verlorenen

Mein Vater kam zum Bundesanzeiger, wo von Neven-Dumont, dem Herausgeber und Besitzer, ein Kreis von Herren mit ähnlichem Schicksal, wie mein Vater es ertragen mußte, eingestellt war, zum größten Teil zum Korrekturlesen. In diesem Kreis ließ sich das Leben auch für meinen geliebten, ruhigen und liebevollen Vater besser ertragen. Von einer aus feuerfesten Steinen gebauten Baracke, in der innen das Wasser floß und im Winter über uns in den Stockbetten die Eiskristalle glitzerten, die aber wenigstens im Grünen, in einem Vorort von Köln lag, ging es dann in eine klägliche 2-Zimmer-Wohnung inmitten von Köln, wie's für mich schrecklicher nicht ging. Aber wer war in der damaligen Zeit nicht von denselben Sorgen betroffen? Die Ausgebombten, die Flüchtlinge, die Leute, die ihre Häuser zwar behalten hatten, aber nun eine Unzahl von Menschen in ihr ehemaliges privates Reich aufnehmen mußten? Meine Mutter wurde sehr krank, fuhr nach einer schweren Operation in die Schweiz zu ehemaligen Freunden, Bankdirektoren, mit denen die Eltern in Friedenszeiten ihre großen Auslandsreisen gern zusammen unternommen hatten. Ein Vierteljahr war vorgesehen, aber schon nach drei Wochen hatten wir Mami wieder zu Hause, voller Lebenskraft für uns alle. Sie hatte das satte, zufriedene und leicht vorwurfsvolle Leben nicht ertragen können, die Unterschiede waren im Erleben einfach zu groß. Mit diesem frohen Mut hat uns meine Mutter, uns alle: Töchter, Schwiegeröhne, Enkelkinder das ganze Leben lang begleitet, bis dann auch bei ihr die Lebenskraft zu Ende war, als mein Vater 1966 starb und sie ihm ein Jahr später dahin folgte, wo wohl nicht mehr jahrzehntelange Sehnsucht nach dem Verlorenen alles Denken und Fühlen überschattete.

Nun fragst Du mich, liebe Dorle, wann ich und ob ich eine neue Heimat gefunden habe. Als Geologen-Omi bin ich nach 14 Umzügen in unser schönes Bammalter Haus gekommen mit seinem herrlichen großen Garten, der schon beinahe ein kleiner Wald ist. Ich hoffe, es ist uns gelungen, uns und unserer Großfamilie ein liebevolles, frohes und vergnügtes Zuhause zu geben. Ich liebe, wie Du weißt, unser Haus und ganz arg meinen Garten, und ich liebe die wunderschönen Berge des kleinen Odenwaldes, in den das Dorf eingebettet ist, und ich freue mich darüber, daß eine ganze Anzahl unserer Söhne nun schon in zweiter Generation hier wohnen, daß sie schon zu den Dorfleuten, den Einheimischen, eigentlich dazugehören und damit vielleicht nach noch ein paar Jahren sagen können mit Stolz und Freude: „Unsere Heimat ist Bammalter im kleinen Odenwald, nicht weit von Heidelberg entfernt!“ Ich selbst aber will froh darüber sein, daß ich hier dazugehören darf, daß ich diese herrlich schöne Landschaft lieben darf, die meinen Kindern und Enkeln, so es der liebe Gott will, zur Heimat wird.

Es grüßt Dich,
geliebtes Dorle, von Herzen
Deine Omi

(Die von der Autorin benutzte einst gültige deutsche Rechtschreibung wurde durch die Redaktion nicht geändert.)

OBERSCHLESISCHE STIMME
Impressum

Herausgeber: Deutscher Freundschaftskreis im Bezirk Schlesien
Anschrift: ul. Wczasowa 3, 47-400 Ratibor,
Tel./Fax: 0048 32 415 79 68
Mail: o.stimme@gmail.com

Redaktion: Michaela Koczwaro
Im Internet: www.mittendrin.pl, www.dfk Schlesien.pl
Druck: Polska Press Sp. z o.o., Oddział Poligrafia,
Drukarnia w Sosnowcu.
Abonnement:
Wir schicken die Oberschlesische Stimme per Post direkt zu Ihnen nach Hause. Zusätzlich und völlig kostenlos erhalten Sie auch das „Wochenblatt.pl“ zweimal im Monat.

Jahresabonnement: In Polen: 65,60 PLN, in Deutschland: 35,60 Euro (inklusive Versandkosten).
Das Geld überweisen Sie bitte auf das untenstehende Konto. Unsere Bankverbindung: Bank Śląski Oddz. Racibórz, Kontonummer: 15 1050 1328 1000 0004 0002 8627, Nr. IBAN: PL 15 1050 1328 1000 0004 0002 8627, Bankfiliale Nr. 134, Nr. BIC (SWIFT): INGBPLPW.
Bitte geben Sie bei der Überweisung das Stichwort „Spende für die Oberschlesische Stimme“ und Ihren Namen an.

Bei allen Lesern, die ihr Abo für das Jahr 2018 bereits bezahlt haben, oder eine Spende geleistet haben, möchten wir uns ganz herzlich bedanken.
Wir freuen uns über jeden Beitrag. Einsendeschluss für Beiträge ist der 5. und der 15. jeden Monats.
Namentlich gekennzeichnete Artikel spiegeln die Meinung des Verfassers wider, die nicht immer mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen muss. Die Redaktion behält sich das Recht vor, die eingesandten Artikel sinngemäß zu kürzen.

Das Bulletin erscheint mit finanzieller Unterstützung des Ministeriums des Inneren und Verwaltung der Republik Polen und des Konsulats der Bundesrepublik Deutschland in Oppeln.